

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 7 (1931-1932)
Heft: 11

Artikel: Welche Liebhabereien haben Sie nach Ihrer Verheiratung aufgegeben : Antworten auf unsere Rundfrage
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065302>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

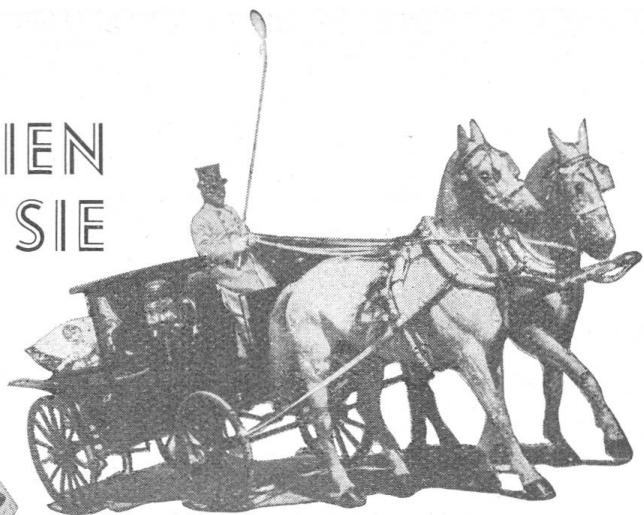
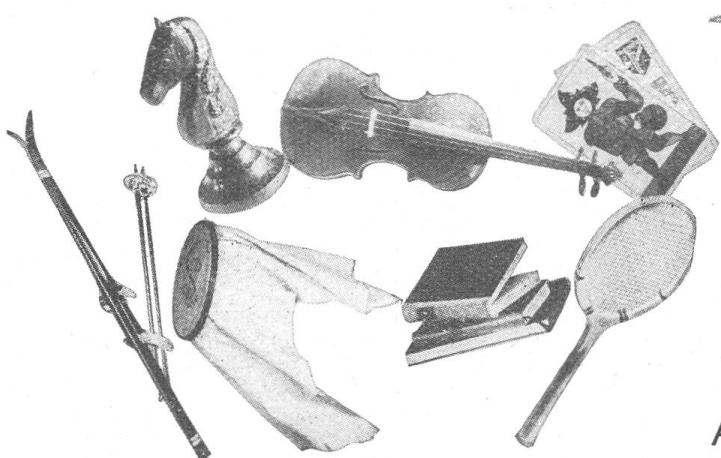
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

WELCHE LIEBHABEREIEN HABEN SIE



NACH IHRER VERHEIRATUNG AUFGEGEBEN

Antworten auf unsere Rundfrage

Selbst die verblendetsten jungen Leute sind sich wohl mehr oder weniger darüber klar, dass die Heirat mit einer Beschränkung der persönlichen Freiheit verbunden ist. Aber auch die Vernünftigsten werden in dieser Beziehung doch mit zwei Überraschungen zu rechnen haben. Die eine ist weniger erfreulich, nämlich, dass die Beschränkung der persönlichen Freiheit noch grösser ist, als sie sich vorstellten. Die zweite ist tröstlich: dass die Beschränkung eigentlich leichter zu ertragen ist, als sie es sich dachten.

Es gibt Liehabereien und Gewohnheiten, die durch die Heirat ihre Berechtigung verloren haben. Vielleicht haben Sie als Junggeselle Briefmarken gesammelt, als junges Mädchen Tennis gespielt. Falls diese Beschäftigung nur eine Überfülle von freier Zeit ausgefüllt hat, über die Sie als Verheirateter nicht mehr verfügen, so wird der Verzicht, ob er freiwillig ist oder im Anfang auch unfrei-

willig, bei Ihnen keinen Stachel zurücklassen. Ja, es gibt Gewohnheiten, die Sie nach der «Entwöhnung» froh sein werden, überwunden zu haben. Sagen wir, wenn Sie als junger Mann in so und so vielen Vereinen tätig waren, oder als junges Mädchen vor lauter Langeweile zu einer Leseratte geworden sind.

Aber es gibt auch Liehabereien und Gewohnheiten — es können die gleichen sein: Briefmarken und Tennis, Vereinsbeschäftigung und Lesen — die Sie nur unwillig aufgeben, entweder weil sie zu tief in Ihnen verwurzelt sind oder aber hauptsächlich, weil Sie nicht einsehen können, warum Sie dieselben aufgeben sollen. Es ist wohl so: wir tragen das Aufgeben von solchen Liehabereien leicht, bei welchen wir einsehen, dass das Opfer im Interesse der Gemeinschaft der Ehe notwendig ist. Aber jene Verzichte lassen sich nur schwer verwinden, deren Unterdrückung durch unsern Ehepartner uns als willkürliche Beschränkung

unserer persönlichen Freiheit, als Tyrannei erscheint.

Die von uns veröffentlichten Antworten sind eine kleine Auswahl der eingelaufenen Beiträge. Wir haben jene ausgewählt, die uns auf Grund des vorliegenden Materials als am typischsten erschienen sind.

Auffallend ist, dass bei dieser Rundfrage die Antworten von Männern viel häufiger sind als die von Frauen. Sollen wir daraus den Schluss ziehen, dass die Ehe an die Anpassungsfähigkeit der Frauen kleinere Anforderungen stellt, oder nur, dass die Frauen sie geduldiger ertragen ?

Das dritte Bett

Ich verheiratete mich als Fünfunddreißiger, meine Frau war im gleichen Alter; wir versprachen uns vorher gegenseitig, alle etwaigen Besonderheiten zu dulden und in keiner Weise einander irgendwelchen Zwang anzutun. Dieses Sicherheitsventil glaubte ich als ausgebildeter Junggeselle anbringen zu müssen. Vorsichtig war es schon, allerdings teilweise nutzlos.

Es zeigte sich nämlich schon bald auf der Hochzeitsreise, dass die Abmachung praktisch undurchführbar war. Ich hatte vorher längere Zeit in Italien zur Ausbildung geweilt, kannte das Land allseitig, hatte aber keine Ahnung, dass es in den italienischen Städten auch Confiserien gab. Nun verlangte aber meine Frau, dass ich mit ihr in Bordighera zum Tee komme, während ich mit der grössten Selbstverständlichkeit sie zu irgendeinem süßen Wein führen wollte. Um nun unsere Abmachung durchzuführen, hätten wir uns jetzt trennen sollen, das aber hatte durchaus keinen Reiz. Mir blieb nichts anderes übrig, als mich zu fügen, und besuchte nach langen Junggesellenjahren zum ersten Male wieder eine Confiserie, trunk Tee und versuchte auch etwas Patisserie, der Erfolg: Die ungewohnte Vesper brachte meinen Magen derart aus dem Geleise, dass die Heimfahrt nach San Remo, wo wir uns aufhielten, noch jetzt, nach dreizehn Jahren, zum Schrecklichsten gehört, das ich mir vorstellen kann. Meine Frau glaubte überdies noch, ich simuliere nur; beim Aufstieg vom Bahnhof San Remo zum Hotel Mafalda musste sie sich leider überzeugen, dass dies durchaus nicht der Fall war. Der Weg führte bei der griechisch-katholischen Kirche durch; dort stand noch eine Ehrenwache für die jüngst verstorbene Königin von Montenegro, die dort beigesetzt war. Diese Ehrenwache war grinsend Zeuge, wie

sich mein Magen empörte über die unerhörte Zumutung, Tee und Patisserie zu geniessen ! Glücklicherweise fanden sich dort auf einem prunkvollen Geländer einige guss-eiserne Palmenkübel, so dass sich die Revolution wenigstens einigermassen in geordnete Bahnen lenken liess.

Auch bei der sonntäglichen Tagesordnung musste ich gewaltige Konzessionen machen, wenn die Ehe nicht aus den Fugen gehen sollte. Als Junggeselle war ich Sonntags natürlich selten zu Hause. Jeden vierten Sonntag aber, im Winter auch jeden zweiten, hatte ich doch das Bedürfnis, mich stille zu halten. Dann war das Frühstück etwa um 11 Uhr, keinesfalls früher, das Mittagessen um halb zwei, das Abendessen nach Belieben, niemals nach halb zehn Uhr. Zum Ankleiden und Rasieren sang ich meine Lieder: Vater, Mutter, Schwestern, Brüder, hab ich in der Welt nicht mehr; Alt Heidelberg, du Feine, und Es blühen die Rosen im Tale. Nachmittags wurde ausgiebig nachgeschlafen, was den Vormittag durch noch nicht hatte eingeholt werden können, nach dem Abendessen wurde gelesen. Heute: Das Mittagessen ist wenig später als ehemals mein Morgenessen; das Morgenessen ist bedeutungslos geworden, nachmittags ist Tee eingeführt (Tee!) um die Lektüre zu unterbrechen; das Abendessen ist um halb sieben; wann sonst die Lektüre begann, da ist jetzt Lichterlöschen ! Selbstverständlich sind auch meine sonntäglichen Lieder verstummt, das erste passt sowenig wie das zweite und das dritte für einen Verheirateten, ich singe sie nur noch am Silvester, dann aber mit Andacht ! An meinen alten Tagesbefehl aber erinnere ich mich mit grosser Wehmut.

Leichter verschmerzte ich einige Gewohnheiten, die man meinethalb zu den schlechten zählen mag. Als wir von der Hochzeits-

reise heimkamen und zum erstenmal im neuen Schlafzimmer waren, da kamen die üblichen Bräuche aus! Im Junggesellenheim hatte ich des Abends die Kleider auf den grossen Teppich vor dem Bett geworfen, ein Stück nach dem andern, es gab immer ein sehr malerisches Bild, die Socken jedoch warf ich mit phänomenaler Sicherheit vom Bettrand nach dem vier Meter entfernten Kleiderhaken an der Türe, wo sie dann hängen blieben und von meiner Haushälterin müheloser weggeräumt werden konnten als die Schuhe, die je nach dem Widerstand, den sie beim Ausziehen leisteten, mehr oder weniger weit unter ein Bett oder einen Schrank oder auch anderswohin geflogen waren. Jetzt kam es anders! Die Kleider zwar warf ich nicht, weil die gewohnte grosse Bodendecke fehlte; ein Kleiderhaken dagegen war vorhanden; das grenzenlose und wenig ermunternde Stauen der Frau jedoch stellte mir die altgewohnte Wurfübung fast augenblicklich ab. Ich probiere nur noch im geheimen, sehr selten; die Treffsicherheit ist schon längst verloren!

Das Schmerhafteste aber ist folgendes: Als Junggeselle hatte ich ein Schlafzimmer mit zwei Betten, das dritte Bett war in der Bücherstube; benutzt wurden nun alle drei, hie und da sogar in der gleichen Nacht. Wer es nicht selber erfahren hat, weiss nicht, wie angenehm es ist, bei nächtlichem Erwachen in ein frisches Bett schlüpfen zu können, besonders bei heissem Sommerwetter, aber auch etwa bei einer Erkrankung im Winter. Am meisten aber schätzte ich das Bett im Bücherzimmers. Sobald die Lese-laune kam, und sie kam meist bei Nacht, so wechselte man dort hinüber und holte von den Bücherbrettern, was einem gerade passte und las bis zum Morgengrauen, oder solange man mochte. Dass die Haushälterin hie und da brummte über die Mehrarbeit, das nahm ich nie schwer. Die goldene Zeit hörte nun auf mit der Verheiratung. Selbstverständlich konnten wir nicht drei Betten in das Schlafzimmer tun, damit ich meiner Gewohnheit frönen konnte. Leider war es aber auch nicht möglich, ein Bett in das Bücherzimmer zu stellen, da die Bibliothek mittlerweile so angewachsen war, dass neue Gestelle den Platz des Bettes einnehmen

mussten. Als sich nun der nächtliche Wandertrieb wieder einmal regte, musste ich einen Stock höher hinauf in ein Besuchszimmer wechseln, immerhin unter scharfer Missbilligung meiner neuen Regierung. Einige Male habe ich es dann noch gemacht, aber heute ist mir die Gewohnheit restlos vergangen. Das ging so zu: Ich war spät heimgekommen, die Frau schlief schon. Natürlich weckte ich sie nicht, konnte aber aus irgendeinem Grunde nicht gut schlafen, so dass ich zwischen Zwei und Drei beschloss, das Bett zu wechseln. Geräuschlos verschwand ich die Treppe hinauf, ging ins Besuchszimmer und liess mich dort aufs Bett fallen wie immer, ohne vorher das Licht anzudrehen. Diesmal hätte ich es doch machen sollen, denn ich erschrak zu Tode, ich fiel auf eine kalte knochige Gestalt, die zudem grauenhaft um Hilfe schrie. Meine Frau war schon wach, als ich bleich die Treppe herab kam. Sie verstand augenblicklich, was geschehen war: «Die Tante Luise ist oben, ich konnte es dir nicht sagen, sie kam unerwartet erst nach acht Uhr!» Dann sprang sie hinauf, um das von mir angestellte Unheil einigermassen wieder gut zu machen. Die Tante Luise ist eine alte Frau Pfarrer und die Freundin der verstorbenen Schwiegermutter und hatte eine unausrottbare Anhänglichkeit an unser Haus bewahrt. Sie zählte damals zweiundsiebzig Lenze, heute dreißig, ist aber noch zur Stunde der Meinung, ich hätte ihrer Jugendlichkeit wegen jenen Einbruch in ihre Nachtruhe gewagt. Meine Frau dagegen glaubt, trotzdem sie mich in jenem erbarmungswürdigen Zustand auf der Treppe antraf, ich hätte damals irgendwie die Anwesenheit der «Tante» bemerk't und darauf einen (freilich restlos missglückten) Versuch gemacht, ihre Anhänglichkeit an unser Haus zu erschüttern. Der beste Beweis meiner Unschuld dürfte jedoch darin bestehen, dass der Schrecken jener Nacht noch so nachhaltig in mir nachwirkt, dass ich seither nie mehr versuchte, den schönen alten Brauch zu pflegen.

Natürlich hat auch das nächtliche Lesen im Bette aufgehört, denn wie könnte ich der Frau zumuten, bei Lichte den Schlaf zu suchen?

* * *

Oh, alte Mädchenherrlichkeit

Ich war Bürolistin und leistete mir, wie eben alle die Dactylos in gutbezahlten Stellen zu tun pflegen, allerlei Sport und andere Liebhabereien.

Zuerst mal die Kunst. Ich fühlte von jeher eine «künstlerische Ader» in mir, doch wusste sie nicht recht wo aus und ein, und so betrieb ich eben allerhand Dilettantenkünste, und meine Zeit war so herrlich aus gefüllt. Da war einmal das Singen, und zwar nicht nur im Verein, nein, ich nahm Privatstunden im Konservatorium, machte Riesenfortschritte und bestand nach drei Semestern mit Erfolg das Examen der Dreijahresklassen. Ich sah mich schon als Cantatrice, und glaubte gewiss bald meine kaufmännische Laufbahn aufgeben und mich dieser Kunst ganz widmen zu können. Doch mein Eifer wurde bald geteilt, das Porzellanmalen war plötzlich «grosse Mode». Da ich in der Schule keine schlechte Hand zum Zeichnen hatte, glaubte ich unbedingt diese Kunst auch versuchen zu müssen, und siehe da, ganze Sonntage sass ich zu Hause und malte, malte, Vasen, Bonbonnières, Tassen und Aschenbecher; daraus gab's nette Geschenke, man wurde gelobt und bewundert, und schliesslich malte ich auch für mich, für meinen spätern Haushalt, denn trotz aller Beschäftigung schwebt uns ja doch das eigene Heim als Ziel vor Augen. Daraufhin wurde auch genäht und gestickelt, feine Bett- und Tischwäsche. Man braucht doch nicht verlobt zu sein, man kann diese Kunst auch als Sport betreiben, es gibt so gemütliche, ruhige Abende, und dabei lässt sich so herrlich träumen... Aber das viele Sitzen im Büro und abends zu Hause ist ungesund, man muss Bewegung haben, also: Rhythmisches Turnen unbedingte Notwendigkeit. Es wurde ein Klub gegründet und unter der Leitung einer tüchtigen Turnlehrerin wurden unsere Körper geschult, man turnte und tanzte nach Musik, man nähte sich originelle Kostüme, führte rhythmische Tänze auf, trieb Ausdrucksgymnastik, und mass wöchentlich seinen Taille- und Hüftenumfang. Die allgemeine Bildung durfte nicht vernachlässigt werden, weshalb man abends auch Sprachschulen besuchte. Der Volkshochschulverein in Bern gab jeden Winter so interessante Kurse in Literatur, Sternkunde usw.

Dies waren meine Passionen, die mich ausfüllten, die mich beglückten und mir die Behauptung aufdrängten, ich wolle ledig bleiben, bis ... bis eben derjenige kam, welcher...

Und da ist man nun nach zwei Jahren schon ein völlig anderer Mensch. Beim Theaterspielen, das nun auch eine verlorene Passion ist, lernte ich meinen Mann kennen. Die grosse Liebe verdrängte alle die kleinen Liebhabereien, ich war mit einem Mal von etwas ganz anderem ausgefüllt. Erst wurde mehr dem schönen gemeinsamen Wandern gefrommt, damit dem Sich-kennenlernen, und dann kam die herrliche Zeit, wo die Einrichtung des neuen Heimes soviel zu denken und zu schaffen gab.

Doch bald schon ist einem das Haushalten nichts mehr Neues, es wird zur Pflicht, man findet es langweilig, geistötend. Eine Arbeit ohne Freude ist nur halbe Arbeit, das wirkt sehr bedrückend, man hat ein Minderwertigkeitsgefühl, man möchte mehr leisten können, man hat keine Möglichkeit dazu. Obwohl die Männer junge Sportgirls und kleine Künstlerinnen bewundern, interessiert sie dies an ihren Frauen viel weniger.

Eine glückliche Wendung geben dann allerdings die Kinder, denn da ist es unmöglich, je Langeweile zu haben. Mutterglück übertrifft doch alles. Nur hie und da, ganz selten, aber doch hie und da, wenn man etwa in die Stadt geht und die elegante, junge Welt trifft, dann ... ja dann sieht man, wie anders man geworden ist. Wie wollte man mit diesem frauengleich gewordenen Leib noch graziöse Sprünge machen, wie könnten die vom Besen, Blocher und Abwaschwasser schwieligen Hände noch feine Pinselstriche hervorzaubern, was weiss man von neuerschienenen Büchern und was von der Mode? Man kommt so selten dazu, die Schaufenster zu studieren! Der gute Mann frägt: Brauchst du Kleider? — und man sagt «nein». Man braucht ja wirklich sehr wenig, man hat etwas Schönes zum Ausgehen und sobald man heimkommt, zieht man eben wieder ein älteres Kleid an, und man ist zufrieden. Komisch das. Früher hatte man immer «nichts anzuziehen», zum grünen

Kleid brauchte man einen grünen Hut und grüne Schuhe, zum Ausgehen ein kleines Jäckchen und für kältere Tage einen passenden Mantel dazu. Und was gab es vor den Ferien alles anzuschaffen! Ein neues Abendkleid, zwei neue Badkostüme, einen Bademantel, ein Strandkleid usw., denn unter den Bürolistinnen waren Ferien im Meerbad oder allerwenigstens im Strandbad der

Clou. Acht Tage versparte man für Winterferien, um dem Skisport zu huldigen. — Und jetzt reist man mit Kind und Kegel in ein einfaches Pensiönen aufs Land und packt alle ältesten Kleider ein. Zum «Plegern» sind sie doch gut genug, und man freut sich auf diese Ferien und ist glücklich. Einfach komisch.

* * *

Alles oder nichts

Meine hauptsächlichsten vorehelichen Liebhabereien waren: Reiten, Bergsteigen und Tanzen. Davon wurde das Reiten ganz, und das Bergsteigen zu $\frac{4}{5}$ aufgegeben, wogegen das Tanzen, mit den dem zunehmenden Alter entsprechenden Einschränkungen, gemeinsam weiterbetrieben wurde. Die äusseren Gründe, die in diesem speziellen Falle zur Aufgabe der beiden Sportarten führten, sind einfach. Die sogenannte Verantwortung der Familie gegenüber setzt unter das führerlose Bergsteigen des Verheirateten eigentlich ganz selbstverständlich einen Schlußstrich; dazu kommt noch die Rücksicht auf die Bedürfnisse von Frau und Kinder in der Wahl der Ferienorte, die nicht mehr unter dem Gesichtswinkel ihrer hochtouristischen Qualifikationen ausgewählt werden können; und last not least kommt der Mangel an Training durch das Fortfallen der Weekendtouren.

Was das Reiten anbetrifft, so beansprucht dies, sofern es ernsthaft, d. h. mit eigenem Pferd betrieben wird, regelmässig einen solchen Teil der Freizeit, dass nur beruflich Unabhängige es ohne Beeinträchtigung des Zusammenlebens mit der Familie tun können.

Neben solchen äusserlichen Gründen, die von Fall zu Fall verschieden sein können, gibt es jedoch noch solche allgemeinerer Natur. Meines Erachtens verlangt jede echte Liebhaberei in gewissem Masse für sich selber die intensive Widmung, die die Kultivierung einer guten Ehe in gesteigertem Grade fordert. Es gilt hier sozusagen «Konkurrenzaußschluss», mit Ausnahme der Fälle, wo sich zufälligerweise die Neigungen und Fähigkeiten der Ehepartner decken. Die Frage nach der Reihenfolge der Lebensinteressen, deren Lösung Charles Si-

mon in seinem Buche «Erlebnisse und Gedanken eines alten Bergsteigers» für sich selber durch das köstliche Epitaph ange deutet hat:

*Il fut
Réassureur par nécessité,
Epoux et père par amour,
Alpiniste par passion,*

die muss für seinen eigenen Fall ein jeder endgültig lösen. Nach der so gewonnenen Einsicht dann zu handeln, wird uns zum Glück durch die Natur selbst erleichtert. Denn jede intensive Fröhnung einer Liebhaberei (besonders solcher, bei denen ein Gefahrenelement vorhanden ist), wird wohl zum grossen Teil aus dem Reservoir an physischer und psychischer Energie gespiessen, das sich beim normalen Leben eines gesunden unverheirateten Menschen aufstaut. Für dieses Plus an Energie ist jedoch in der Ehe selbst ein weites Betätigungs feld gegeben, wodurch der Prozess des Verzichtens auf solche Ableitungsliebhabereien im allgemeinen natürlich und schmerzlos wird. Eine Analyse der Entwicklung verschiedener Sportgrössen vor und nach der Heirat, unter Berücksichtigung der Qualität der Ehe, dürfte in dieser Hinsicht interessante Erhebungen gestatten.

Warum nun aber eine Liebhaberei ganz aufgeben, statt sie in entsprechend gemässigter Form weiter zu betreiben? Ja warum auch nicht, wenn einer dabei zufrieden sein kann! Gar viele aber mögen sich nicht mit Halbheiten begnügen, wo sie einst ganz besessen haben. Und vielleicht trifft auf alle Liebhabereien der Satz zu, der für jene spezielle «Lieb-Haberei» gilt, die im allgemeinen beim Eintritt in die Ehe auch aufzugeben ist: Mit alten Lieben soll man nicht kokettieren!

* * *

Der Sumpf

Auf dem Seminar lernten wir ein Lied von Eichendorff, das auf mich einen tiefen Eindruck machte. Es handelte von zwei jungen Gesellen, die zum erstenmal in die Welt hinauszogen. Beide wollten etwas Rechtes im Leben vollbringen — und beide erreichten ihr Ziel nicht. Während der laute Strom des Lebens den einen verschlang, ging der andere in der bürgerlichen Sattheit zugrunde.

«Der erste fand ein Liebchen,
Die Schwieger kauf Hof und Haus,
Der wiegte gar bald ein Bübchen
Und sah aus dem heimlichen Stübchen
Behaglich ins Feld hinaus.»

So jung ich damals auch war, hatte ich dennoch schon die grosse Gefahr des Versinkens in die Behaglichkeit erkannt. Ich erlebte mehrere Fälle, wo junge Männer sich total veränderten, ihre Ideale preisgaben und im Tramp der Spiessbürger moral vorwärts wurstelten. Und immer geschah das in verhältnismässig kurzer Zeit nach ihrer Verheiratung. Oft dachte ich: «Das soll mir nicht passieren...» Ich heiratete ziemlich jung. Meine Frau war ein einfaches Mädchen. Ein grosser Reiz bestand für mich darin, ihr alle sogenannte Bildung nun selbst zu vermitteln. Langsam wollte ich sie zu meinem Ideal heranbilden. Durch diese Heirat kam ich in eine rechte Kleinbürgerfamilie hinein. Ich war nicht besonders willkommen. Meine Denkungsart stand in schroffem Gegensatz zu ihrem Tun. Es fehlte mir nach ihrer Meinung das Stete, Bestimmte, Häusliche. Nun, sie hatten nicht zu klagen. Hatte ich mit meinem bisherigen Leben, mit meiner Art überall tiefere, innere Werte zu suchen, da und dort Äusserlichkeiten nicht achtend, nur oft Unannehmlichkeiten geschaffen, so wollte ich jetzt schon meiner jungen Frau zuliebe auch einmal der «Vernünftige» sein. So nahm ich an Familiengesprächen teil und hüttete mich, durch Widerspruch etwas vorschnell heraufzubeschwören. In diesen Gesprächen wurden die Menschen immer nach ihrer bürgerlichen Stellung eingeschätzt.

Mein Schwiegervater hatte sich aus bescheidenen Verhältnissen emporgearbeitet. Er war ein guter Rechner, beging aber den Fehler, dass er meinte, ein jeder Festbesoldete könnte im Jahr soundso viel auf die

Seite legen. Bei ihm galt nur derjenige, der es «zu etwas» gebracht hatte. Ich konnte ihm trotz allem eine gewisse Achtung nicht versagen. Ohne dass es mir recht klar bewusst wurde, blieb nun mein Malen und Schreiben liegen. Das ging so unmerklich vor sich. Ein dunkles Gefühl sagte mir, dass meine Frau und ihre Leute für derlei Künste kein grosses Verständnis besitzen. Dann kamen Kinder. Meine Frau ging in ihrer Pflege auf. Als sie beim Vorlesen öfters einschlief, liess ich es bleiben. Mir wurde in dieser Zeit doppelt ans Herz gelegt, dass ich nun als Vater erst recht für das Wohl meiner Nachkommen zu sorgen hätte. Und damit wurde ich wieder etwas mehr auf die andere Seite gedrückt, denn für die Kinder sorgen, hiess doch nichts anders als erwerben, erraffen. Schwäger vergrösserten die Familie! Wenn sie als Menschen auch nicht besonders hoch standen, so waren sie ganz so, wie alle es gerne sahen, sparsam, häuslich gesinnt, praktisch. Nun, ich liess mich nicht in den Schatten stellen. Ich entwickelte Seiten, dass meine Frau und ihr Vater staunten. Haus und Boden wurden gekauft. Was Geld gab, das wurde angepackt. (Nebenbei: die Leute sehen einen solchen Schulmeister gerne, das ist einer, der im Leben drin steht, und wenn er in der Schule dreiviertel der Zeit rechnen lässt, so verträodelt er eben die Zeit nicht mit allerlei modernem Zeug.) Ich stand auf der Höhe des bürgerlichen Ansehens. Der letzte Rest meiner früheren Tätigkeit schwand. Ich las kein Buch mehr, die Schriftsteller waren ja alles doch nur Menschen, die sich mit verrückten Ideen herumschlügen. Das Leben ist anders, viel einseitiger — dreckiger. Immer seltener vernahm ich die fragende innere Stimme: Ist das nun eine Ehe, ist das das Leben?

In einer guten Stunde aber wurde mir bewusst, dass ich in meiner Ehe nicht einzelne Sachen abgelegt hatte, sondern dass ich, um ein Stück Welt zu gewinnen (nicht die ganze, nur ein winziges Stücklein), im Begriffe war, meine Seele zu verlieren.

Das Herausarbeiten kam mir wie eine Neuerwerbung des Lebens vor. Je mehr ich

wieder ich selbst wurde, je mehr ich wieder nach Werten suchte, die nicht mit dem Meter gemessen und mit Franken und Rap-

pen bezahlt werden können, desto weniger verstanden mich vor allem meine Angehörigen.

* * *

Freundschaft ist so wichtig wie Liebe

Als wertvollstes Ergebnis meiner Studienzeit hatte ich einige Freundschaften ins Philisterleben hinübergetragen. Unser sechs trafen uns regelmässig. Wir bildeten einen kleinen Freundschaftsbund, wie man ihn idealer selten trifft. Wir kegeln nicht, wir spielen nicht Karten, wir kamen einfach zusammen. Dann verheiratete sich der erste von uns mit einem sehr reichen Mädchen. Wir waren alle zur Hochzeit eingeladen, die junge Frau gefiel uns sehr gut, aber wir gefielen ihr offenbar nicht. Kurz, ein Freund schied aus unserem Kreise aus. Der zweite folgte bald nach. Er kam nach seiner Heirat nicht mehr regelmässig an unsere Zusammenkünfte, er ging um 10 Uhr heim, kurz, er war für uns verloren. Dann habe ich geheiratet. Ich nahm mir fest vor, meine Jugendfreunde auch als Ehemann zu behalten. Ich sprach mit meiner Frau oft über diese Sache, sie war

mit mir ganz einverstanden. Heute sind seit meiner Verheiratung 15 Jahre verflossen. Ich habe Kinder, ich habe eine nette Frau, ich habe ein Auto, ich habe eine Villa, aber Freunde habe ich nicht mehr. Die Entfremdung kam ganz von selbst: Meine Frau und meine Freunde verstanden sich nicht recht. Irgendwie war meine Frau auf diese Freundschaften eifersüchtig, oder dann passten ihr die Gattinnen meiner Freunde nicht. Ein Verkehr von Familie zu Familie war deshalb nicht möglich und ein Verkehr ausserhalb der Familie im Wirtshaus erst recht nicht. Meine Frau konnte es nicht vertragen, dass ich Beziehungen weiter pflegte, an denen sie keinen Anteil hatte.

Warum zerstören die Frauen, auch die besten Frauen, die Freundschaften ihrer Männer? Muss das so sein? Freundschaft ist für einen Mann so notwendig zum Leben, wie die Liebe der Frau. * * *

Der unerträgliche Verzicht

Meine ausgesprochene Passion vor der Ehe war das Studium, ich studierte an einer deutschen Universität Philosophie und Religionsgeschichte, trieb Musikstudien und liebte das gesellige Leben. Wie gross war die Veränderung meiner ganzen Lebensweise, als ich mit meinem geliebten Mann in eine schweizerische Kleinstadt zog, in der er seinen Beruf ausübt. Wie sehr bedrückte es mich, zusehen zu müssen, wie mein Mann seinen Studien und Interessen ungehindert weiterleben konnte, während ich, auf derselben Bildungshöhe stehend, täglich in Küche und Hauswesen soviel Arbeit hatte, dass Zeit und Kräfte für etwas anderes nicht mehr reichten. Anstatt über weltanschauliche Probleme und die religiösen Überzeugungen der Völker in ihrer bewegenden Mannigfaltigkeit nachdenken

zu dürfen, war nun mein Los die ewig gleichförmige, etwas stumpfsinnige und doch so ermüdende Arbeit einer Hausfrau: Betten machen, Böden fegen, Treppen reinigen, Kartoffeln schälen, Rüben putzen, Socken stopfen. Der Gipfel meines Grams war das täglich sich mehrfach wiederholende Geschirrwaschen und das unsäglich hässliche Scheuern der russigen Kasserollen. Ganz zu schweigen von dem Kampf mit den Schlacken und der Asche in den Öfen, vom Kohlen tragen u. a. Wer es nicht gemacht hat, weiss wahrlich nicht, wie dorrenvoll die tägliche Arbeit einer Hausfrau ist.

Nun muss ich Ihnen zum Schluss sagen, dass ich auf die Dauer diese schweren Opfer nicht bringen musste. Mein Mann

sah ein, dass auf die Dauer die völlige Umgestaltung der Lebensweise in der geschilderten Art zu nichts Gute führt. Wir nahmen ein Dienstmädchen, obwohl ich dies nach den bis jetzt gemachten Erfahrungen keineswegs für eine glückliche Lösung des Hausfrauenproblems halte. Jedoch schenkte mir die weitgehende Entlastung von schw-

erer Hausarbeit Zeit und Kräfte, so dass ich häufig einige Stunden Zeit für meine eigene Arbeit erübrige. Waren die angedeuteten Probleme nicht gelöst worden, so wäre eine sehr glückliche Ehe infolge der Verzichtleistungen auf liebgewordene Beschäftigungen unfehlbar zugrunde gegangen.

* * *

Das Cello

In die Ehe habe ich ausser meiner eigenen Person noch ein Requisit eingebracht, das mir sehr am Herzen lag und für das ich bereits aus meinen sauer genug verdienten Rappen ein erhebliches Stück Geld ausgelegt hatte. Es handelte sich dabei um meinen « Rauchersatz », denn statt zu rauen habe ich meine Ersparnisse schon früh, sobald ich anfing zu verdienen, für das Studium der Musik verwendet und damit nicht nur eine vielseitige Betätigung, sondern auch manche schöne Stunde im Kreise guter Musikfreunde gewonnen. Mein erstes Cello, das ich mir damals leisten konnte, war ein bescheidenes Instrument, es wurde mit der Zeit durch zwei andere, jeweilen teurere und bessere abgelöst.

Mein jetziges Cello, das ich noch kurz vor meiner Verheiratung erwarb, machte mir seinerzeit viel Freude, bedeutete es doch sozusagen die Erreichung eines zäh verfolgten Ziels, trotz schmalen Mitteln mit guten Unterrichtsstunden und einem guten Instrument über den Durchschnitt des gewöhnlichen Dilettantismus hinauszukommen.

Mit meiner Verheiratung, die mich in eine andere Stadt führte, beschloss ich zugleich eine unter Opfern absolvierte Unterrichtszeit, während welcher ich so intensiv gearbeitet hatte, dass mein Lehrer mich nur mit Bedauern als Schüler verlor. Wir haben aber abgemacht, dass wir mit Fernunterricht im Studium weiterfahren wollen, aber wie bald musste ich diese Abmachung widerrufen, leider nicht aus technischen, sondern aus rein persönlichen Gründen.

Obwohl meine Frau mir immer versicherte, Musik sehr gerne zu hören, wollte sie nie verstehen, dass der Ausübende, um einigermassen auf der Höhe zu bleiben, auch wacker üben müsse. So oft ich mein

Cello zur Hand nahm, das ich, wie bereits gesagt, sehr lieb gewonnen hatte, war die Stimmung verdorben, ging das Spiel im Eifer etwas länger als ich vorher gesagt hatte, so war's noch weniger recht. Leider bin ich so veranlagt, dass ich nur in innerer Freiheit spielen kann, lastet irgendein Zwang auf mir, so bringe ich nichts fertig. Ich versuchte oft meiner Frau klar zu machen, dass ich neben meinem Berufe irgend eine Ablenkung haben müsse und dass etwas Musizieren doch sicher ebenso gut sei wie Kegelspielen oder Jassen. Die Stimmung blieb verdorben, sobald ich mich mit meinem Cello abgab. Da Flüchtigkeit nicht meine Sache ist, so brachte ich es auch nicht fertig, jeweilen einen kurzen Moment flüchtig zu musizieren, anderseits war dies schon zuviel für meine Frau, die sich einfach ihre Ansicht nicht ausreden liess, dass ich zuviel für das Cello und zu wenig für sie übrig hätte.

Nun sind wir schon ein paar Jährlein zusammen verheiratet, das Spiel habe ich nach einigen weiteren Versuchen, ein einigermassen ernstes Weiterstudium aufrecht zu erhalten, aufgegeben, und damit auch die Streichquartettabende, die mir immer ein Genuss waren und die ich immer kaum erwarten konnte. Mein Instrument steht jetzt verlassen im Schrank, Freude kann ich daran nicht mehr haben, obwohl ich jetzt eigentlich viel mehr freie Zeit hätte als früher, um zu üben oder wieder Unterrichtsstunden zu nehmen.

Um des häuslichen Friedens willen habe ich's aufgegeben; statt zu lernen oder mit meinen Quartettkameraden zu spielen, gehen wir jetzt öfters abends zu einem längern Spaziergang fort und meiner Frau scheint dies so besser zu gefallen.

* * *